

Chapter Title: Familie jenseits der heterosexuellen und zweigeschlechtlichen Norm.

Ambivalente Prozesse der Normalisierung und Anerkennung.

Chapter Author(s): Christine Riegel

Book Title: Familie und Normalität

Book Subtitle: Diskurse, Praxen und Aushandlungsprozesse

Book Editor(s): Anne-Christin Schondelmayer, Christine Riegel, Sebastian Fitz-Klausner

Published by: Verlag Barbara Budrich. (2021)

Stable URL: <https://www.jstor.org/stable/j.ctv1bvndpc.8>

---

JSTOR is a not-for-profit service that helps scholars, researchers, and students discover, use, and build upon a wide range of content in a trusted digital archive. We use information technology and tools to increase productivity and facilitate new forms of scholarship. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.

Your use of the JSTOR archive indicates your acceptance of the Terms & Conditions of Use, available at

<https://about.jstor.org/terms>



This book is licensed under a Creative Commons Attribution 4.0 International License (CC BY 4.0). To view a copy of this license, visit <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>.



JSTOR

*Verlag Barbara Budrich* is collaborating with JSTOR to digitize, preserve and extend access to  
*Familie und Normalität*

# Familie jenseits der heterosexuellen und zweigeschlechtlichen Norm. Ambivalente Prozesse der Normalisierung und Anerkennung.

Christine Riegel

,Familie‘ als soziales Phänomen und als sozial relevante Vorstellung ist normativ stark aufgeladen. Es bestehen gesellschaftlich und auch im pädagogischen Kontext implizite, aber sehr wirksame Normen und Vorstellungen davon, was Familie ‚ist‘. So wird nach wie vor selbstverständlich auf die klassische Konstellation der Kernfamilie, bestehend aus Vater, Mutter und Kind(er), rekurriert, auch wenn gleichzeitig von einer Pluralisierung von Familie und familialen Lebensformen ausgegangen wird (vgl. Fitz-Klausner/Schondelmayer/Riegel in diesem Band).

An Familienkonstellationen, in denen Elter(n) sich als lesbisch, schwul, bisexuell, trans\*, inter\*, non-binär, genderfluide oder queer verorten, zeigt sich diese gesellschaftliche Normativität in Bezug auf Familie und die damit verbundene (hetero)normative Ordnung in besonders deutlicher Weise (Hartmann 2014). Aber auch an multiplen Sorgearrangements und Beziehungsnetzwerken bricht sich die dominante (Normalitäts-)Vorstellung von Familie. Dies hat zur Folge, dass diese Familienkonstellationen in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen oft gar nicht als Familie gesehen und anerkannt werden. Gleichzeitig wird durch deren Existenz sowie durch politische Forderungen nach Gleichstellung und Anerkennung die gesellschaftliche Normativität mit Blick auf Familie bzw. die in der hegemonalen Norm enthaltene Selbstverständlichkeiten von Heterosexualität, Zwei- und Cisgeschlechtlichkeit sowie einer institutionalisierten dyadisch und monogam lebenden Elternschaft herausgefordert und es kommt zu gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen um den Wert von Familie bzw. darüber, wer als Familie ‚gilt‘ und welche Konstellationen anerkannt werden.

In diesem Beitrag wird der Frage nachgegangen, in welcher Weise Normalitätsvorstellungen in gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Diskursen zu Familie wirksam werden und was dies für die Sichtbarkeit und Anerkennung von LSBTIQ\* mit Kindern bzw. von Familien bedeutet, in denen die Eltern nicht der heterosexuellen oder cisgeschlechtlichen Norm entsprechen. Dabei wird der Fokus auf Familienkonstellationen und familiale Lebensformen gerichtet, in denen lesbisch, schwul, bi-, pan- oder asexuell lebende

sowie Trans\* und Inter\*Personen in einer Fürsorge- und Care-Beziehung mit Kindern leben. Diese Familien werden ganz unterschiedlich bezeichnet, z.B. als Regenbogenfamilien, queere Familien oder LSBTIQ\*-Eltern mit Kindern. Allerdings sind diese Begriffe sowohl analytisch als auch identitätspolitisch nicht unproblematisch, da sie verschiedene Assoziationen hervorrufen und dabei potenziell bestimmte Familienkonstellationen (normalisierend) ein- und andere ausschließen.

In den folgenden Analysen beziehe ich mich theoretisch auf poststrukturalistisch und dekonstruktivistisch inspirierte Ansätze, die hegemoniale gesellschaftliche Differenz- und Normalitätsordnungen und damit verbundene Macht- und Herrschaftsverhältnisse hinterfragen und Machteffekte analysieren. Empirische Grundlage der Diskussion sind u.a. ethnographische Beobachtungen und Gespräche sowie Interviews mit Personen, die als LSBTIQ\* in Care-Beziehungen mit Kindern leben und sich für diese verantwortlich zeigen.

Im Folgenden wird zunächst anhand aktueller, aber ambivalenter gesellschaftlicher Entwicklungen der Frage nach Normalisierungsprozessen vor dem Hintergrund einer zunehmenden Akzeptanz und Sichtbarkeit von Familien jenseits der heterosexuellen Norm nachgegangen. Daran anschließend werden sozial- und erziehungswissenschaftliche Diskurse beleuchtet und diskutiert, wie darin diese Familienkonstellationen repräsentiert sind. Schließlich wird erörtert, inwieweit für Kämpfe um Repräsentation und Anerkennung für die Familien selbst als auch für Organisationen und Netzwerke von Regenbogenfamilien Normalisierungsstrategien, aber auch dazu widerständige Positionen relevant werden. Der Beitrag endet mit Überlegungen dazu, wie Familie verstanden und untersucht werden kann, ohne gängige Familienbilder zu reproduzieren.

## **1 Queere Familien im gesellschaftlichen Kontext. Normalitäten in Bewegung?**

Mit Blick auf die gesellschaftliche Situation von Familien, die der zweigeschlechtlichen und heterosexuellen Norm nicht entsprechen, zeigt sich gesellschaftlich ein durchaus uneineindeutiges Bild und es sind in den letzten Jahren vielschichtige Entwicklungen und dabei gegenläufige Tendenzen und Politiken zu beobachten (vgl. Maihofer 2018).

Zunächst kann zwar mehr Sichtbarkeit sowie gesellschaftliche und rechtliche Anerkennung von LSBTIQ\*, deren Lebensweisen und auch Familienformen konstatiert werden. So erfahren diese immer mehr öffentliche und mediale Aufmerksamkeit und Fragen von sexueller sowie geschlechtlicher Vielfalt werden zunehmend zum Gegenstand gesellschaftlicher Debatten.

Auch gibt es inzwischen für LSBTIQ\* vielfältige und größtenteils auch legale Wege und Möglichkeiten, um Kinder zu „bekommen“ und mit Kindern in einer Fürsorgegemeinschaft zu leben (vgl. Rupp 2009; Arns et al. 2019; Teschlade/Peukert 2019; siehe hierzu auch Dionisius in diesem Band).

Allerdings sind diese gesellschaftlichen Transformationen mit Blick auf ‚Familie‘ und damit verbundenen ‚erweiterten‘ Möglichkeiten nicht ungebunden: Zum einen gibt es gesellschaftliche Gegenbewegungen und ein Erstarken rechts-konservativer Diskurse in Bezug auf Familie, die am Ideal einer Kleinfamilie und einer damit verbundenen natürlichen Ordnung festhalten wollen und die sich deutlich und z.T. sehr aggressiv gegen nicht eindeutige Geschlechterpositionierungen und nicht konventionelle Familienkonstellationen positionieren. Deren Existenz wird als Angriff auf die heterosexuelle Normalfamilie und deren ‚Natürlichkeit‘ gesehen (vgl. Schondelmayer in diesem Band). Zum anderen kann nicht ohne weiteres von einer sozialen oder rechtlichen Gleichstellung von queeren familialen Lebensformen gesprochen werden. Mit der Einführung der „Ehe für alle“ wird die Gleichstellung über diese bürgerliche Instanz legitimiert, bleibt jedoch auch in der damit verbundenen heteronormativen Logik verhaftet. Eine Ungleichbehandlung besteht nach wie vor, auch für verheiratete Paare, im Adoptionsrecht sowie der Notwendigkeit und der Verfahrensweisen der Stiefkindadoption. Hier kollidieren Gleichstellungs- und Abstammungsrecht, die Wirkmächtigkeit normativer Familienbilder und des Ideals der bürgerlichen, heterosexuellen Kleinfamilie kommt voll zum Tragen.

Dies hat zur Konsequenz, dass die gesellschaftlichen Transformationen und die damit verbundenen erweiterten Möglichkeiten, Familie zu leben, nicht für alle LSBTIQ\* in gleicher Weise wirksam werden und nicht alle von der zunehmenden sozialen Anerkennung profitieren können. Hier zeigt sich eine Homonormativität bzgl. der unterschiedlichen Anerkennung von LSBTIQ\* als Eltern, die eng an die Vorstellung einer monogamen, dyadischen Elternschaft und Zweigeschlechtlichkeit gebunden ist und mit einer Naturalisierung von Vater- und Mutterschaft einhergeht. Genderfluide, non-binäre oder Trans\*Personen als Eltern oder auch queere Ein- oder Mehr-elternkonstellationen, die in verschiedener Hinsicht nicht der Norm von dyadischer Elternschaft entsprechen, bleiben als Familien gesellschaftlich oft unsichtbar. Sie sind im hegemonalen Diskurs um Familie auf soziale „Unterote“ (Butler 2009/2017: 176) verwiesen – und deren Situation und Anerkennung als Eltern oder Familie bleibt äußerst prekär. Darüber hinaus überlagert sich Heteronormativität mit anderen Macht- und Ungleichheitsverhältnissen in intersektionaler Weise. Entsprechend können nicht alle LSBTIQ\* in gleicher Weise von den (paradoxa) gesellschaftlichen Veränderungen profitieren, sodass es zu Hierarchisierungen in der Anerkennung und zu ungleichen Möglichkeiten der Realisierung von Elternschaft auch innerhalb nicht-heteronormativer Lebensweisen kommt.

Es zeigen sich also ambivalente Prozesse der Normalisierung. Trotz einer gesellschaftlichen Liberalisierung und Öffnung gegenüber vielfältigen Familienformen gibt es durchaus noch starre Grenzen und ein Festhalten an traditionellen Familienvorstellungen; dabei wird die zunehmende rechtliche Anerkennung durch homonormative und nationalistische Grenzen abgesichert (vgl. Nay 2019).

Wie sich dies für den sozial- und erziehungswissenschaftlichen Diskurs als auch den pädagogischen Blick auf Familie gestaltet, welche Relevanz hegemoniale Normalitätskonstruktionen und Normativitäten in Bezug auf Familie haben und wie sich diese in Anerkennungs-Strategien von LSBTIQ\*-Familien und Politiken von queeren Zusammenschlüssen zeigen, dem soll im Folgenden nachgegangen werden.

## **2 Zur (De-)Thematisierung von queeren Familien in erziehungswissenschaftlichen Fachdiskursen und pädagogischen Kontexten**

### **2.1 Sozial- und erziehungswissenschaftliche Diskurse zu LSBTIQ\* und Familie**

Mit Blick auf die Familienforschung zeigt sich eine gewisse Kontinuität und Wirksamkeit traditioneller Familienbilder und -ideologien (vgl. Lenz 2016). Eine solche Ideologisierung kann nach wie vor konstatiert werden, auch wenn wissenschaftlich inzwischen mehr oder weniger einhellig von einem Konstruktionscharakter von Familie ausgegangen und betont wird, dass Begriffe von Familie als gesellschaftlich und historisch eingebettet und hervorgebracht zu betrachten sind (vgl. Morgan 1996; Peuckert 2008; Jurczyk/Klinkhardt 2014). Angesichts gesellschaftlicher Veränderungen und des Wandels von Familie wird auf eine Pluralisierung von Lebenslagen und Familienformen hingewiesen. Diesbezüglich hat sich ein weit gefasstes Familienerverständnis etabliert, das sich v.a. auf die Generationenfolge als konstitutives Merkmal bezieht (vgl. Ecarius 2002; Oelkers 2012; Lenz 2016). Dabei wird (potenziell) ein variantenreiches Spektrum an Elter(n)-Kind-Beziehungen jenseits der als klassisch bezeichneten Kernfamilie in den Blick genommen: Ein-, Zwei- oder Mehrelter(n)familien, soziale Wahlfamilien, Patchworkfamilien, Adoptions- und Pflegefamilien als auch sogenannte Regenbogenfamilien.

Und dennoch halten sich bestimmte Vorstellungen, Mythen und Ideologien von Familie in wissenschaftlichen Diskursen hartnäckig und es wird an das Modell der bürgerlichen Kleinfamilie angeknüpft. Auf dieses wird in der

Forschung rekurriert, womit solche Bilder und damit verbundene hegemoniale Ordnungen in der Forschungspraxis reproduziert werden. Somit tragen auch fundierte Fachdiskurse zu deren „normative[n] Zementierung“ (Oelkers 2012: 142) bei. Dies hat eine Einseitigkeit der Wahrnehmung und Repräsentation von Familie, auch in einer zunehmend ausdifferenzierten Familienforschung, zur Folge, bei der bestimmte Formen von Familie aus dem Blick geraten oder unter der Perspektive der Verbesonderung betrachtet werden.

In einer überblickhaften Untersuchung der fachwissenschaftlichen Diskurse zum Thema Familie in Form von Handbuch- und Überblickswerken zu Familie im Kontext von Bildung, Erziehung und Sozialpädagogik und im Bereich der Familienforschung im deutschsprachigen Raum, die ich im Jahr 2016 vorgenommen habe, zeigt sich: Eine systematische Auseinandersetzung mit queeren Lebensformen und Familienkonstellationen im Rahmen der ansonsten ausdifferenzierten Auseinandersetzung rund um Familie und Elternschaft kann als Leerstelle in fachwissenschaftlichen Diskursen markiert werden (vgl. Riegel 2017). Obgleich inzwischen durchaus Forschungen zu diesem Thema, v.a. im englischsprachigen Raum, vorliegen (für einen Überblick: Berkowitz 2009; Goldberg 2010; Dempsey 2013; Nay 2017) und neben der meist zitierten Studie von Rupp aus dem Jahr 2009 weitere empirische Untersuchungen zu diesem Thema ebenso im deutschsprachigen Raum existieren (u.a. Maier 2009; Streib-Brzic/Quadflieg 2011; Funcke 2015; Nay 2017; Arns et al. 2019; Motakef et al. 2019; Teschlade/Peukert 2019), findet diese Forschung und generell die Auseinandersetzung mit queeren Familienformen im Gros der Familienforschung nur wenig Berücksichtigung; wenn, dann sind diese Familienkonstellationen einer besonder(nd)en Betrachtung unterworfen oder werden im Rahmen von Sonderbeiträgen oder in special issues parallel zum dominanten Diskurs der Familienforschung platziert. Die Thematik wird v.a. im Kontext der Gender und Queer Studies aufgegriffen und diskutiert. Dagegen werden Familienkonstellationen und -formen jenseits der heterosexuellen Norm im erziehungswissenschaftlichen Fachdiskurs zu Familie zwar wahrgenommen, jedoch oft nur im Rahmen einer exemplarischen Aufzählung benannt (bspw. Ecarius et al. 2011; Oelkers 2011; Lenz 2016).

Diese Form der Marginalisierung und De-Thematisierung scheint in den meisten Überblickswerken nicht weiter erkläруngsbedürftig zu sein. Zum Teil wird dies auch mit einer zu geringen empirischen Relevanz bzw. einer unzureichenden Zahlenlage begründet, um dann allenfalls auf spezifische Studien zu diesem Thema zu verweisen (bspw. Hill/Kopp 2015: 14; Schwamborn/Hahnen 2018: 443). Hier zeigt sich zum einen die Orientierung an einem engen Normalitätsverständnis, das sich auf beobachtbaren Durchschnitten und Normalverteilungen bezieht. Mit einer solchen Strategie des Normalismus (Link 2006: 75ff.) kann die Vernachlässigung eines möglicherweise politisch-normativ, doch nicht ignorierbaren Themas legitimierbar werden.

Allerdings werden dadurch die Besonderung und Marginalisierung dieser Lebens- und Familienformen in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung reproduziert.

Des Weiteren wird für queere Konstellationen des familialen Zusammenlebens oft nicht der Begriff der ‚Familie‘ verwendet. So wird in pädagogischen Fachdiskursen und der Familienforschung eher von ‚homosexuellen bzw. schwulen oder lesbischen Paaren mit Kind(ern)‘ oder von ‚gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften mit Kindern‘ gesprochen. Vor der offensichtlich auch in der Wissenschaft relevanten Referenzfolie der heterosexuellen Kleinfamilie und den damit verbundenen Normativitäten (s.o.) werden diese Familienkonstellationen als nicht der Norm entsprechend verbesondert und als Andere hervorgebracht. Gleichzeitig werden diese Formen in das bürgerliche Bild von Familie eingepasst und vereinnahmt, im Gegensatz zu queeren Lebens- und Familien\*formen jenseits homosexueller Paarkonstellationen, die entsprechend dieser Kategorisierungen ausgeschlossen und unsichtbar gemacht werden. Damit wird in der Familienforschung auch nur ein Ausschnitt der vielfältigen Familienkonstellationen und -formen von LSBTIQ\* repräsentiert, sodass etwa bisexuelle oder transidente Elter(n) bzw. Personen, die verantwortlich Sorgeaufgaben übernehmen, in diesen Darstellungen weitgehend unberücksichtigt bleiben (Bertone/Palotta-Chiarolli 2014: 6).

Auch die in der Familienforschung unhinterfragte Annahme, ‚Familie‘ bestehe aus mindesten zwei Generationen und einem durch diese geprägten Elter(n)-Kind-Verhältnis, führt implizit zu einer naturalisierten Vorstellung; ebenso dazu, dass Care-Verhältnisse sowie Solidaritätszusammenhänge ohne Kinder, die sich jedoch selbst als Familie verstehen (z.B. queere Communities ‚We are family‘), unberücksichtigt bleiben. Damit bleibt auch verdeckt, dass es eine Vielzahl an alternativen, polyamourösen und freundschaftsbasierten Beziehungsnetzwerken gibt, die sich selbst nicht auf den Begriff der Familie beziehen bzw. sich hinsichtlich seiner bürgerlichen Konnotationen von ihm abgrenzen (vgl. Raab/Schadler 2020).

Letztlich bleibt auch in der wissenschaftlichen Betrachtung von queeren Familien oft unbedacht, dass auch diese Gruppe in sich heterogen ist. Wenn von der Pluralisierung von Familienformen ausgegangen wird, ist es an sich naheliegend, dass diese Diversität auch für queere Familien zutreffen muss, d.h. dass auch diese in Einelterkonstellationen, in Trennungssituationen, als Patchworkfamilien oder in multiplen Fürsorgearrangements leben. Ein solcher pluralisierter Blick auf die Lebenslagen und Familienkonstellationen von LSBTIQ\* ist im Rahmen der marginalisierten Darstellung und des Othering im Diskursfeld der Familienforschung bisher kaum zu erwarten. Ebenso wenig wird systematisch einbezogen, dass LSBTIQ\* mit Kindern in unterschiedlicher Weise in gesellschaftlichen Ungleichheitsverhältnissen positioniert sind und über verschiedene Privilegien und Möglichkeiten der Lebens-

gestaltung verfügen. So wurde lange Zeit auch in der Forschung auf weiße, ökonomisch abgesicherte Mittelschichtpaare mit Kind\* fokussiert und diese mit dem Bild ‚der Regenbogenfamilie‘ gleichgesetzt. Damit wurde aber auch die Existenz von LSBTIQ\*-Familien of colour, mit verschiedenen Migrations- oder Mobilitätserfahrungen und/oder in ökonomisch, gesundheitlich prekären oder marginalisierten Lebenslagen ausgeblendet (vgl. Biblarz/Savci 2010; Nay 2017).

In dieser Pluralität und Unterschiedlichkeit sind queere Familienkonstellationen selten in der öffentlichen Wahrnehmung und auch kaum in der Familienforschung repräsentiert. Vielmehr zeigt sich in der Thematisierung von LSBTIQ\* im Kontext von Familie eine starke Orientierung am Konstrukt der Normalfamilie sowie an einer hetero- und cisgeschlechtlichen Normativität. Dies führt zu einseitigen Verengungen und Hervorhebungen, die mit Normalisierungen und Vereinnahmungen einhergehen, aber auch zu Leerstellen, Ausblendungen und Prozessen des (mehrfachen) Unsichtbarmachens, mit jeweils ausgrenzenden und unterwerfenden Effekten.

## 2.2 *LSBTIQ\*-Eltern und ihre Kinder in (sozial-)pädagogischen Kontexten*

Die geringe Sichtbarkeit von LSBTIQ\*-Familien im wissenschaftlichen Diskurs und die damit verbundenen Ausblendungen und Normierungen spiegeln sich auch in der (sozial-)pädagogische Bildungs-, Beratungs-, Präventions- und Unterstützungspraxis wider.

Mit Blick auf pädagogische Institutionen wird deutlich, dass queere Familien – Eltern und Kinder – selbstverständliche Nutzer\*innen von Kita, Schule, Angeboten der Kinder- und Jugendarbeit oder von Familienzentren sind. Im Alltag dieser Institutionen bleiben sie dennoch oft unsichtbar. Auch wenn im Selbstverständnis von pädagogischen Einrichtungen eine gewisse Aufgeschlossenheit und Akzeptanz gegenüber den konkreten Personen besteht und diese eine verbesondernde Aufmerksamkeit erfahren, bleiben LSBTIQ\*-Lebensweisen strukturell weitgehend unberücksichtigt. Für das Feld der Sozialen Arbeit kann konstatiert werden, dass es kaum Hilfs- und Beratungsangebote gibt, die nicht heteronormativ sind. So sehen sich LSBTIQ\*-Familien in Interaktionen mit Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe und v.a. im Kontakt mit Ämtern und Behörden z.T. mit Unwissenheit, Ignoranz, Verbesonderung oder gar Problematisierung konfrontiert. So gilt auch für pädagogische Settings und Kontexte, dass queere Familien selbstverständlich nicht mitgedacht werden (Riegel 2019).

Gleichzeitig zeigen sich auch hier ambivalente Prozesse der Normalisierung. Gleichgeschlechtliche Paare mit Kind(ern), die dem Bild der bürgerlichen Normalfamilie weitgehend entsprechen, erfahren relativ große Wert-

schätzung. Hingegen werden andere Familienkonstellationen (transidente, genderfluide Eltern oder multiple Elternschaft) ähnlich wie in Wissenschaft und Forschung nicht gesehen oder problematisiert. Des Weiteren verschränken sich auch in (sozial-)pädagogischen Settings rassialisierende Diskurse mit einem liberalen Selbstbild der Offenheit; Homo- und Transphobie wird als ein Problem von Migrations-Anderen betrachtet. Homosexuelle Lebensweisen und pluralisierte Familien\*formen werden v.a. in der (sich als aufgeklärt und modern verstehenden) Dominanzgesellschaft verortet und bei people of colour und Menschen mit Migrationsgeschichte ignoriert oder diese einseitig als ‚Angehörigen einer patriarchalen, homophoben Herkunfts kultur‘ gelesen (Çetin 2012; Saadat-Lendle/Çetin 2014). Migrantische Familien werden entsprechend solcher dominanter klassistischer und rassialisierter Deutungsschemata eher als sogenannte ‚Problemfamilien‘ kategorisiert, als dass angenommen werden würde, dass die Eltern offen lesbisch, schwul oder queer leben (Castro-Varela/Dhawan 2009).

Dass in sozialpädagogischen Unterstützungsangeboten im Bereich der Hilfen zur Erziehung LSBTIQ\*-Familien kaum sichtbar werden, kann möglicherweise im Zusammenhang damit gesehen werden, dass das vorherrschende Bild einer Regenbogenfamilie (akademisch gebildete, soziökonomisch abgesicherte, gesunde, möglichst verheiratete gleichgeschlechtliche Paare mit Kindern) nicht dem der potenziellen Adressat\*innen und Nutzer\*innen von Sozialer Arbeit mit sozialpädagogischem Hilfebedarf entspricht. Und dennoch besteht auch in pädagogischen Kontexten die Gefahr der Problematierung und des Othering. Dies gilt besonders für Trans\* und Inter\*Personen, gleich ob Elter(n) oder Kind(er), die nicht nur im medizinischen und therapeutischen Kontext mit Pathologisierungen konfrontiert werden (vgl. Gregor 2016), sondern gerade in pädagogischen Settings als Herausforderung gelten, auf die nicht selten mit Ignoranz, Verunsicherung oder Abwehr von pädagogischer Seite reagiert wird (vgl. Riegel 2017). So wird bspw. von Bildungs- und Beratungsprojekten zu sexueller und geschlechtlicher Vielfalt davon berichtet, dass es in den letzten Jahren vermehrt zu Nachfragen von Schulen und Kindergärten kommt. Dies führt jedoch nicht unbedingt von einem generellen (Bildungs- und Informations-)Interesse an diesem Thema. Vielmehr besteht hier Beratungsbedarf von Pädagog\*innen, die in Bezug auf konkrete Einzelfälle und vor dem Hintergrund einer problematisierenden Deutung von genderfluiden und non-binären Identitäten und Entwicklungstendenzen von Kindern und Jugendlichen sich in ihrem pädagogischen Handeln herausfordert sehen.

Abschließend ist festzuhalten: Sowohl in den erziehungswissenschaftlichen Fachdiskursen als auch in pädagogischen Institutionen besteht ein Spannungsverhältnis von einem Bemühen um Offenheit auf der einen Seite, Ignoranz und Othering auf der anderen. Auch im pädagogischen Kontext erfolgt eine einseitige Fokussierung auf gleichgeschlechtliche Paare und eine

Ausblendung von Trans\*Elter(n)schaften, multiplen Elternschaften sowie eine Gleichsetzung von ‚LSBTIQ\*‘ mit bürgerlich-weiß. Queers of colour werden in diesem Zusammenhang unsichtbar gemacht, sodass sie dadurch potenziell verstärkt diskriminiert und in eine verletzbare Position gebracht werden. Im Kontext dessen, dass Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen verstanden werden kann (Kessl/Plößer 2010), erweist sich die Ignoranz gegenüber der Vielfalt queerer Lebensformen auf der einen Seite und die problematisierende Thematisierung auf der anderen als hoch ambivalent, sodass i.d.R. ein queer-adäquates Bildungs-, Unterstützungs- oder Beratungsangebot außen vor bleibt.

### **3 Queere Familien im Spannungsfeld von Normalisierung und Othering**

#### *3.1 Ambivalente Repräsentationen*

„Ganz normal und doch besonders“ – so wird nicht selten in Medienberichten oder in Aufklärungsbroschüren das Familienleben, die Elternschaft, das Aufwachsen in einer Regenbogenfamilie beschrieben. Die Normalität von Familie wird hier einerseits semantisch über die begriffliche Bezeichnung als ‚normal‘ hergestellt. Sie wird aber auch durch Bilder und Metaphern geschaffen, so z.B. wenn in visuellen oder verbalen Narrationen in Dokumentarfilmen vermittelt wird, dass diese Familien genau das erleben, was als das ‚ganz normale Chaos von Familie‘ bezeichnet wird: dass die Kinder trotzen; die Eltern genervt, aber auch unheimlich stolz bei den ersten Schritten des Kindes sind, auch wenn dabei die Milchflasche über den neuen Teppich gekippt wird; und auch sie damit umgehen müssen, wenn die Schwiegereltern sich in die Erziehung einmischen. Dabei wird jedoch gerade in Verbindungen mit den Hinweisen auf Normalität genau das betont und hervorgehoben, was gesellschaftlich so fragil ist – als ganz normale Familie anerkannt zu werden.

Diese Darstellungen von Regenbogenfamilien in Medien oder Informationsbroschüren verweisen jedoch gleichzeitig auch noch auf andere Normalitäten, ohne dass diese explizit benannt werden. Auch hier handelt es sich in der Darstellung i.d.R. um ein homosexuelles Paar mit ein oder zwei Kindern, manchmal werden auch zwei Paare dargestellt, ein schwules und ein lesbisches Paar, die gemeinsam für ein Kind sorgen. Dabei wird i.d.R. explizit markiert, wer in dieser Konstellation die leiblichen Eltern sind und damit die Relevanz der biologischen Verwandtschaftlichkeit betont. Auch wird an das bürgerliche Prinzip der Monogamie angeknüpft, indem fast ausschließlich Paare gezeigt werden, die schon lange zusammenleben, verheiratet bzw.

verpartner sind. Weniger deutlich, aber dennoch sichtbar wird, dass es sich um Paare handelt, die in materiell abgesicherten Verhältnissen leben und mit symbolischem sowie kulturellem Kapital ausgestattet sind. So wird im Rahmentext solcher Präsentationen hervorgehoben und auch auf wissenschaftliche Studien verwiesen, dass das Bildungsniveau von Eltern aus Regenbogenfamilien überdurchschnittlich hoch ist und dass Kinder in Regenbogenfamilien in der Regel ‚absolute Wunschkinder‘ sind, die wohlüberlegt geplant und ihr Kommen bestens vorbereitet wurde. Daraus wird gefolgert, dass dies nahezu perfekte Voraussetzungen für ein gutes Aufwachsen und deren Wohlbefinden ist. Die dargestellten Familien werden in diesem Zusammenhang fast idealisiert und all das hervorgehoben, was das Ideal einer bürgerlichen, gut situierten Kleinfamilie ausmacht. Vor diesem Hintergrund wird argumentativ auch hervorgebracht, dass diese Eltern auch bestens geeignet sind, um Pflegekinder aufzunehmen. Hier erfolgt eine Vereinnahmung von bestimmten, sozial akzeptierten gleichgeschlechtlichen Familienkonstellationen und es zeigt eine gewisse Homonormativität. Andere Konstellation von queeren Familien – Trans\*, polyamouröse, arme, rassialisierende Personen – werden in diesen Zusammenhängen nicht oder kaum repräsentiert und ihre Lebensweisen mit Blick auf Familie problematisiert. Über solche Bilder und Diskurse – in denen auch ausgehandelt wird, was ‚gute Elternschaft‘ bedeutet – wird normativ hervorgebracht, welche nicht-heteronormativ lebenden Personen Kinder bekommen sollen und gesellschaftlich als Familie wertgeschätzt werden.

Aber gleichzeitig wird stets auch das Besondere dieser Familien hervorgehoben und diese als ‚Andere‘ markiert, indem eben immer wieder auf die nicht als natürlich bezeichneten Entstehungsbedingungen der Kinder und der Familie zum einen, auf die sexuelle Orientierung der Eltern zum anderen verwiesen wird. Dies erfolgt z.T. auch in ganz ambivalenter Weise, wenn z.B. in aufklärerischer Absicht in einem Vorwort einer Broschüre zu Regenbogenfamilien geschrieben wird, dass „Menschen, die ‚anders‘ sind oder ‚anders‘ leben“ ausgegrenzt würden und deshalb die „vorliegende Broschüre [...] die Lebensrealitäten von Kindern und Eltern aus Regenbogenfamilien sichtbar“ machen will (Derungs 2013). Hier werden wiederum die ambivalenten Effekte des Benennens und Nicht-Benennens von hegemonialen Differenzkonstruktionen deutlich.

Die oben benannte Aussage ‚ganz normal und doch besonders‘ steht damit für eine prekäre und ambivalente Anerkennung von Familien, die nicht der heterosexuellen und zweigeschlechtlichen Norm entsprechen. Die damit verbundenen Prozesse der Normalisierung gehen mit einem Othering einher, das möglicherweise positiv oder auch anti-diskriminierend gemeint ist, jedoch verbesondernde und diskriminierende Effekte nach sich zieht.

### *3.2. Kampf um Anerkennung – Ambivalente Positionierungen und Aushandlungsprozesse*

Es stellt sich die Frage, was diese Normativität in Gesellschaft und auch pädagogischen Kontexten mit queeren Familien macht bzw. wie sich LSBTIQ\* in diesem Feld als Familien positionieren.

Angesichts der prekären und nur einseitigen Sichtbarkeit, Repräsentation und Anerkennung im öffentlichen wie auch pädagogischen Diskurs ist es für LSBTIQ\* mit Kindern keineswegs selbstverständlich, als ‚ganz normale Familien‘ zu gelten. Um als Subjekt in nicht-normativen Familienkonstellationen intelligibel zu sein (Butler 2009/2017) und auch als ‚Familie‘ anerkannt zu werden, muss auf die Normalitätsvorstellung von Familien und die normativen und normalisierenden Diskurse, die sie zu verbesonderten oder problematisierten Anderen macht, Bezug genommen werden – in positiver, unterwerfender oder auch in abgrenzender Weise.

Die Notwendigkeit sich zu positionieren und die damit verbundene Problematik, sich auf hegemoniale Bilder und Diskurse um Familie bzw. Normalitätskonstruktionen beziehen zu müssen, spiegelt sich auch im Kontext von Forschung wider, auch wenn diese beabsichtigt, nicht normativ zu sein. Allein schon bei der Frage in Interviews „Wie lebt ihr zusammen?“ oder „Wie sieht euer Alltag als Familie aus?“ sehen sich Personen, die sich nicht dem Bild der Normalfamilie entsprechend erleben, genötigt, sich mit Blick auf ihre Familienkonstellation und ihr Zusammenleben erklären zu müssen. Oder sie fragen, ob sie überhaupt als Familie gelten und als Interviewpartner\*innen für die Untersuchung relevant sind. Dies zeigte sich an verschiedenen Untersuchungen zu Familie, an denen ich beteiligt war, wobei sich dies so nicht nur für queere Familien ergibt, sondern auch für all diejenigen, die in unterschiedlicher Weise aus dem hegemonialen Referenzrahmen der bürgerlichen Kleinfamilie fallen, wie z.B. Alleinerziehende mit wechselnden Partner\*innen, Angehörige von Minderheiten usw. (Chamakalayil 2015; Riegel et al. 2018).

Diese Artikulationen beziehen sich auf gesellschaftliche Normen und normative Vorstellungen von Familie, aber gehen auch auf soziale und biographische Erfahrungen des Othering zurück, die Personen, die in intersektionaler Weise als Andere und in ihrem Familienleben als nicht-normativ markiert werden, alltäglich in ihrem Leben und in ganz unterschiedlichen Kontexten machen. Dabei entwickeln sie verschiedene Praxen, mit (u.a. familien) Normalitäten und Normativitäten umzugehen und diese auszuhandeln.

Empirisch zeigen sich zum einen kollektive Strategien von Netzwerken (von Regenbogenfamilien o.ä.) und der queeren Community, zum anderen individuelle Umgangsweisen und Taktiken von Familien und Familienmitgliedern, sich als Familie im heteronormativen gesellschaftlichen und pädagogischen Umfeld zu artikulieren. In diesen Kämpfen um Anerkennung

werden sowohl Praktiken der Normalisierung und Versuche der Gegenpositionierung, des Widerstands und des Verschiebens von Normalitäten bzw. Grenzen dieser relevant.

Auch im Alltag sehen sich queere Familien gezwungen, sich angesichts hegemonialer Bilder und Normen bzgl. Familie und damit verbundener ambivalenter Normalisierungsprozesse positionieren zu müssen. Dies ist besonders in Kontexten relevant, in denen sie doch immer wieder die Erfahrung machen, nicht dazuzugehören, nicht gesehen und ignoriert zu werden. Vor diesem Hintergrund erweist es sich für viele Eltern und Familien auch im Kontakt mit pädagogischen Institutionen als erforderlich, sich in ihrer Lebens- und Familienkonstellation, teilweise immer wieder aufs Neue, zu outen und diese explizit zu benennen, um sich damit für alle – Pädagog\*innen, Betreuer\*innen, Kinder, andere Eltern – sichtbar zu machen. So sagt beispielsweise eine Person, dass es für sie wichtig war, sich in der Kita explizit als lesbische Mutter vorzustellen, da sie ansonsten befürchtet hätte, selbstverständlich als heterosexuelle Alleinerziehende gelesen zu werden. Andere wiederum verfolgen eine Strategie des Nicht-Auffallens, indem sie in Kita und Schule kaum was von sich und ihrer Familie erzählen und in ihrer Lebensform nicht unbedingt erkennbar in Erscheinung treten. Dieses Bemühen um Unauffälligkeit und des Zurückhaltens begründet eine sich explizit als Co-Mutter bezeichnende Person damit, „ganz normal und nicht als Randgruppe“ wahrgenommen werden zu wollen, auch zum Schutz vor Diskriminierung der Kinder. Wenngleich hier ganz unterschiedlich vorgegangen wird, sind beides Normalisierungsstrategien und zeugen von dem Begehrn, als ‚ganz normale Familie‘ gesehen und nicht diskriminiert zu werden.

Andere Normalisierungsstrategien zielen v.a. auf die (Selbst-)Präsentation als glückliche Familie und gute, verantwortungsvolle Eltern ab, um vor dem Hintergrund widersprüchlicher gesellschaftlicher Adressierungen und Positionierungen in symbolischer und auch rechtlicher Hinsicht als Familie anerkannt zu werden. Beispielsweise werden in öffentlichen Präsentationen, Internetauftritten und Informationsbroschüren von Verbänden, Netzwerken von Regenbogenfamilien bzw. von und für LSBTIQ\* mit Kindern und Kinderwunsch i.d.R. Fotos und Bilder von sogenannten Regenbogenfamilien, in einer gewissen Vielfalt, präsentiert. Durch diese die Informationstexte begleitenden Bilder werden die Familien auch visuell für eine breitere Öffentlichkeit sichtbar gemacht. Allerdings dominieren auch hier die oben genannten Familienkonstellationen, die dem Idealbild der bürgerlichen Kleinfamilie am nächsten kommt, nämlich die des schwulen bzw. lesbischen Elternpaars mit einem bis zwei Kind(er). Außerdem handelt es sich um ästhetisch schöne Bilder, auf denen attraktive, strahlende, glücklich und gesund wirkenden Menschen zu sehen sind. Diese Inszenierung als ‚happy family‘ (Nay 2017: 129) kann dabei als nützlich und funktional im Kampf um gesellschaftliche Normalisierung und Anerkennung von Regenbogenfamilien gelesen werden.

Gleichermaßen scheint es strategisch sinnvoll, homosexuelle und z.T. auch Trans\*Personen als ‚gute Eltern‘ zu präsentieren und aufzuzeigen, dass Regenbogenfamilien ein ideales Umfeld für das Aufwachsen und das Wohlbefinden von Kindern bieten, also der Norm einer ‚guten‘ Familie entsprechen. Dabei wird regelmäßig in den Texten der Internetauftritte oder auch in Materialien für pädagogische Fachkräfte auf die bereits genannten Studien (bspw. auf Crouch et al. 2014 oder Rupp 2009) verwiesen, die nachweisen können, dass Kinder, die bei gleichgeschlechtlichen Elternpaaren aufwachsen, sich in kognitiver und psychosozialer Hinsicht positiv entwickeln. Diese expliziten Ausführungen und wissenschaftlich legitimierten Nachweise der ‚normalen‘, also nicht-abweichenden Entwicklung der Kinder scheinen für die Akteur\*innen im politischen Kampf um gesellschaftliche Anerkennung und um gleiche Rechte äußerst wichtig zu sein. Dies kann auch dazu dienen, um dem Vorwurf von konservativer Seite zu begegnen, dass das Kindeswohl in solchen Familienkonstellationen gefährdet sei. Dennoch ist diese Argumentation als durchaus zweischneidig zu betrachten, da bei diesen Vergleichen und auch in den Vergleichsstudien selbst, die heterosexuelle Familie den Referenzpunkt darstellt, der die Normalität (von Familie) verkörpert und repräsentiert. Somit wird auch im Kampf um Anerkennung die hegemoniale binäre Ordnung tradiert und Heteronormativität in Bezug auf Familie gefestigt.

Dagegen können die Positionierungen und Artikulationen von queeren Eltern ebenso die Normativität irritierende und entlarvende Gegenpositionierungen und Transcodierungen hervorbringen, z.B. das Umdeuten des konservativen, aber auf Solidarität verweisenden Begriffs der Familie, ‚We are family‘ kann dabei als selbstbewusste Artikulation des Zusammenschlusses von (sich durch Diversität auszeichnenden) Regenbogenfamilien verstanden werden.

In pädagogischen Einrichtungen, wie Kindergarten oder Schule, erachten es bestimmte LSBTIQ\*-Eltern angesichts heteronormativer und diskriminierender Verhältnisse für erforderlich, sich in die bestehenden Verhältnisse einzumischen. Vor dem Hintergrund der heteronormativen Ausrichtung und Strukturierung der Institutionen sehen sie sich herausgefordert, queere Lebensweisen von Kindern, Jugendlichen und Familien sichtbar zu machen und adäquate (Spiel- und Bildungs-)Materialien herbeizubringen. Hier zeigt sich mitunter eine individuelle Verantwortungsübernahme für ein diversitätsbewusstes Klima in heteronormativ ausgerichteten pädagogischen Kontexten, aber auch dafür, dass sich ihre Kinder in diesen Verhältnissen wohl fühlen. In diesem doppelten Sinne sind auch Interventionen von Eltern zu verstehen, die sich dezidiert gegen Diskriminierung in pädagogischen Settings positionieren und z.B. die Verharmlosung von Homo- und Trans\*feindlichkeit in pädagogischen Kontexten entlarven und anklagen sowie ausgrenzende Strukturen und deren Folgen aufzeigen (vgl. Riegel 2017: 86f.).

Zusammenfassend wird deutlich: LSBTIQ\*-Familien bringen durch ihre Existenzweisen Normalitäten in Bewegung, hinterfragen heteronormative Bilder und Ordnungen. Allerdings ist der Prozess der Konstituierung von Familie in vorherrschende Macht- und Herrschaftsverhältnisse involviert, tendenziell individualisiert und geht z.T. mit ambivalenten Normalisierungen und Normalisierungsbemühungen einher. Sowohl der Weg zur Elter(n)schaft, das doing family und displaying family als auch die Kämpfe um Anerkennung sind daher mit Abgrenzungen und Hierarchisierungen verbunden, die hegemoniale Ordnungen bestätigen und reproduzieren.

#### **4. Fazit: Konsequenzen für erziehungswissenschaftliche Forschung und pädagogische Praxis**

Mit Blick auf die dargestellten Kontinuitäten und die Beharrlichkeit, mit der sich normative Bilder und Vorstellungen zu Familie in Gesellschaft, Wissenschaft und Pädagogik halten, sowie angesichts der widersprüchlichen Begrenztheit von Kämpfen um Anerkennung in diesen restriktiven Verhältnissen scheint es für eine erziehungswissenschaftliche Auseinandersetzung mit Familie erforderlich, diese hegemonialen Begrifflichkeiten, Normen und Deutungsmuster kritisch zu hinterfragen. Gleichermassen scheint eine ‚Normalisierung‘ von sexueller und geschlechtlicher Vielfalt notwendig, die sich in ihrer Selbstverständlichkeit in sozialen Repräsentationen von Familie, aber auch in gesellschaftlichen Strukturen und pädagogischen Räumen abbildet. In diesem Sinne ist in Forschung und Pädagogik eine Neuperspektivierung von Familie erforderlich.

Diese Neuausrichtung muss mit Reflexion, (Selbst-)Kritik und Veränderung von Normativitäten, Dominanz- und Unterdrückungsverhältnissen sowie von ambivalenten Normalisierungspraxen einhergehen, wie sie auch in der Praxis von Wissenschaft und Forschung hervorgebracht werden: die kritische Reflexion von (1) hegemonialen (hetero-)normativen Familienbildern (Lenz 2016; Hartmann 2014), von (2) Normalisierung und Othering in pädagogischen Praxen, Strukturen und Organisationen sowie von (3) neoliberalen Anforderungen und Vereinnahmungen durch eine Diversity-Politik, die auf Vielfalt und Anerkennung abzielt, ohne die damit verbundenen Gefahren der Vereinnahmung sowie der Hierarchisierung und Spaltungen zu reflektieren. Es braucht eine Perspektive der intersektionalen Normativitäts- und Diskriminierungskritik als Ausrichtung von Forschung und Praxis, die über Heteronormativitätskritik hinausgeht und Perspektiven der Kapitalismuskritik, postkolonialen Kritik, Rassismuskritik, Disability Studies und Queer Studies einbezieht und diese verbindet.

## Literatur

- Arns, Melanie/Böttcher, Nastassia-Laila/Frey, Johanna/Lucka, Maria/Mangold, Katharina/Schröder, Julia (2019): Queere Familien. Gleichgeschlechtliche Paare mit Kind(ern). Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt. Regenbogenfamilien. Eine Broschüre für sozialpädagogische Fachkräfte und Interessierte. [https://www.uni-hildesheim.de/media/fb1/sozialpaedagogik/Mitglieder/Mangold/Queere\\_Familien\\_Broschuere.pdf](https://www.uni-hildesheim.de/media/fb1/sozialpaedagogik/Mitglieder/Mangold/Queere_Familien_Broschuere.pdf). [Zugriff 15.03.2020].
- Berkowitz, Dana (2009): Theorizing Lesbian and Gay Parenting. Past, Present, and Future Scholarship. In: Journal of Family Theory and Review 1, 3, S. 117-132. DOI: 10.1111/j.1756-2589.2009.00017.x.
- Bertone, Chiara/Pallotta-Chiarolli, Maria (2014): Putting Families of Origin into the Queer Picture. Introducing This Special Issue. In: Journal of GLBT Family Studies 10, 1-2, S. 1-14. DOI: 10.1080/1550428X.2013.857494.
- Biblarz, Timothy J./Savci, Evren (2010): Lesbian, Gay, Bisexual, and Transgender Families. In: Journal of Marriage and Family 72, 3, S. 480-497.
- Butler, Judith (2009/2017): Ist Verwandtschaft immer schon heterosexuell? In: Butler, Judith (Hrsg.): Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen. 4. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 167-213.
- Castro Varela, María do Mar/Dhawan, Nikita (2009): Queer mobil? Heteronormativität und Migrationsforschung. In: Lutz, Helma (Hrsg.): Gender mobil? Geschlecht und Migration in transnationalen Räumen. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 102-121.
- Chamakalayil, Lalitha (2015): Herausforderungen im Umgang mit hegemonialen Normalitätskonstruktionen und Prozessen des Othering im Forschungsprozess. Familien- und Migrationsgeschichte? In: Schneider, Armin/Köttig, Michaela/Molnar, Daniela (Hrsg.): Forschung in der Sozialen Arbeit. Grundlagen – Konzepte – Perspektiven. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich, S.165-178.
- Çetin, Zülfukar (2012): Homophobie und Islamophobie. Intersektionale Diskriminierungen am Beispiel binationaler schwuler Paare in Berlin. Bielefeld: Transcript Verlag.
- Crouch, Simon R./Waters, Elizabeth/McNair, Ruth/Power, Jennifer/Davis, Elise (2014): Parent-reported measures of child health and wellbeing in same-sex parent families. A cross-sectional survey. In: BMC Public Health 14, 635. DOI: 10.1186/1471-2458-14-635.
- Derungs, Anja (2013): Vorwort. In: Dachverband Regenbogenfamilien (Hrsg.): Regenbogenfamilien. Eine Informationsbroschüre nicht nur für Betreuungspersonen, Lehr- und Fachkräfte. [http://www.regenbogenfamilien.ch/files/rbf\\_infobrochure\\_new.pdf](http://www.regenbogenfamilien.ch/files/rbf_infobrochure_new.pdf). [Zugriff am 02.12.2019].
- Dempsey, Deborah (2013): Same-sex parented families in Australia. In: CFCA Paper, 18. <https://aifs.gov.au/cfca/publications/same-sex-parented-families-australia/introduction>. [Zugriff: 05.02.2016].
- Ecarius, Jutta (2002): Familienerziehung im historischen Wandel. Eine qualitative Studie über Erziehung und Erziehungserfahrungen von drei Generationen. Opladen: Leske & Budrich.
- Ecarius, Jutta/Köbel, Nils/Wahl, Katrin (2011): Familie, Erziehung und Sozialisation. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Funcke, Dorett (2015): Homosexuelle Paare als Pflegeeltern. Ein Beitrag aus der fallrekonstruktiven Familienforschung. In: Familiendynamik 40, 2, S. 142-153.
- Goldberg, Abbie E. (2010): Lesbian and Gay Parents and Their Children: Research on the Family Life Cycle. Washington, DC: APA Books.
- Gregor, Anja (2016): „There is an ‚I‘ in LGBT\*QI\*“. Inter\* als kritischer Spiegel für queer theory. In: GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 8, 2, S. 15-30. DOI: 10.25595/1760.
- Hartmann, Jutta (2014): Re-thinking family norms. Herausforderungen queerfamilärer Lebensweisen. In: Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (Hrsg.): Forschung im Queerformat. Aktuelle Beiträge der LSBTI\*-, Queer- und Geschlechterforschung. Bielefeld: Transcript Verlag, S. 215-232.
- Hill, Paul B./Kopp, Johannes (2015): Familiensoziologie. Zum Stand der Dinge. In: Hill, Paul Bernhard/Kopp, Johannes (Hrsg.): Handbuch Familiensoziologie. Wiesbaden: Springer VS, S. 9-17.
- Jurczyk, Karin/Klinkhardt, Josefine (2014): Vater, Mutter, Kind? Acht Trends über Familien, die Politik heute kennen sollte. 2 Aufl. Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung.
- Kessl, Fabian/Plößer, Melanie (Hrsg.) (2010): Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lenz, Karl (2016): Familien. In: Schröer, Wolfgang/Struck, Norbert/Wolff, Mechthild (Hrsg.): Handbuch Kinder- und Jugendhilfe. 2. überarb. Aufl. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, S. 166-202.
- Link, Jürgen (2006): Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. 3. überarb. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Maier, Maja S. (2009): Gleichgeschlechtliche Partnerschaft und Elternschaft. In: Burkart, Günter (Hrsg.): Zukunft der Familie. Prognosen und Szenarien. In: Zeitschrift für Familienforschung. Sonderheft 6, S. 195-210.
- Maihofer, Andrea (2018): Pluralisierung familialer Lebensformen. Zerfall der Gesellschaft oder neoliberal passgerecht? In: Pühl, Katharina/Sauer, Birgit (Hrsg.) Kapitalismuskritische Gesellschaftsanalyse. Queer-feministische Positionen. Münster: Westfälisches Dampfboot, S.113-138.
- Morgan, David (1996): Family Connections. Cambridge: Polity Press.
- Motakef, Mona/Teschlade, Julia/Peukert, Almut/Wimbauer, Christine (2019): LGBT\*Q-Familien: Zwischen Tendenzen der Gleichstellung und fehlender Anerkennung. In: Küppers, Carolin/Harasta, Eva (Hrsg.): Familie von morgen. Neue Werte für die Familie(npolitik). Opladen, Farmington Hills: Barbara Budrich, S. 129-131.
- Nay, Yv E. (2017): Feeling Family. Affektive Paradoxien der Normalisierung von "Regenbogenfamilien". Wien: zieglossus.
- Nay, Yv E. (2019): Homonormative und nationalistische Politiken des Fortschritts in Debatten um nicht-hegemoniale Familien und Verwandtschaft. In: GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 11, 2, S. 41-55. DOI: 10.3224/gender.v11i2.04.
- Oelkers, Nina (2011): Eltern und Elternschaft. In: Otto, Hans-Uwe/Thiersch, Hans (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit. 4. völlig neu bearbeitete Aufl. München, Basel: Ernst Reinhardt Verlag, S. 306-312.

- Oelkers, Nina (2012): Familialismus oder die normative Zementierung der Normalfamilie. Herausforderung für die Kinder- und Jugendhilfe. In: Böllert, Karin /Peter, Corinna (Hrsg.): Mutter + Vater = Eltern? Sozialer Wandel, Elternrollen und Soziale Arbeit. Wiesbaden: Springer VS, S. 135-154.
- Peuckert, Rüdiger (2008): Familienformen im sozialen Wandel. 7. überarb. Aufl. Wiesbaden: Springer VS.
- Riegel, Christine (2017): Queere Familien in pädagogischen Kontexten. Zwischen Ignoranz und Othering. In: Hartmann, Jutta/Messerschmidt, Astrid/Thon, Christine (Hrsg.): Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft 13. Queertheoretische Perspektiven auf Bildung. Pädagogische Kritik der Heteronormativität. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 69-94.
- Riegel, Christine (2019): Selbstverständlich nicht selbstverständlich. Zur ambivalenten Anerkennung von LSBTI\*-Q-Eltern und ihren Familien in pädagogischen Kontexten. In: Sozial Extra 43, 6, S. 367-371. DOI: 10.1007/s12054-019-00223-z.
- Riegel, Christine/Stauber, Barbara/Yıldız, Erol (Hrsg.) (2018): LebensWegeStrategien. Familiale Aushandlungsprozesse in der Migrationsgesellschaft. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Raab, Michel/Schadler, Cornelia (Hrsg.) (2020): Polyfantastisch? Nichtmonogamie als emanzipatorische Praxis. Münster: Unrast Verlag.
- Rupp, Marina (Hrsg.) (2009): Die Lebenssituation von Kindern in gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften. Köln: Bundesanzeiger Verlag.
- Saadat-Lendle, Saideh/Çetin, Zülfukar (2014): Forschung und Soziale Arbeit zu Queer mit Rassismuserfahrungen. In: Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (Hrsg.): Forschung im Queerformat. Aktuelle Beiträge der LSBTI\*-, Queer- und Geschlechterforschung. Bielefeld: Transcript Verlag, S. 233-250.
- Schwamborn, Corinna/Hahnen, Matthias (2018): Familiale Lebenskontexte. In: Böllert, Karin (Hrsg.): Kompendium Kinder- und Jugendhilfe. Wiesbaden: Springer VS, S. 439-466.
- Streib-Brzič, Uli/Quadflieg, Christiane (Hrsg.) (2011): School is out?! Vergleichende Studie „Erfahrungen von Kindern aus Regenbogenfamilien in der Schule“, durchgeführt in Deutschland, Slowenien und Schweden. Teilstudie Deutschland. Berlin: Zentrum Humboldt-Universität zu Berlin. <https://www.gender.hu-berlin.de/de/rainbowchildren/downloads/studie/siodt>. [Zugriff 29.2.2020].
- Teschlade, Julia/Peukert, Almut (2019): Creating a family through surrogacy. Negotiating parental positions, familial boundaries and kinship practices. In: GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 11, 2, S. 56-70. DOI: 10.3224/gender.v11i2.05.

